

BLUMENBERG, HANS, *Theorie der Unbegrifflichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007. 110 S., ISBN 978-3-518-58480-4.

Die Texte der vorliegenden Schrift, herausgegeben von Anselm Haverkamp, stammen aus dem Nachlass von Hans Blumenberg (= B.). In ihr sind die Vorlesungsmanuskripte B.s, wohl aus dem Sommersemester 1975, zu einer „Theorie der Unbegrifflichkeit“ und Vorarbeiten zum „Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit“ zusammengefasst. In den Vorarbeiten Blumenbergs, welche auf den letzten 14 Seiten zu finden sind, wird von diesem vor allem sein anthropologisch genetisches Verständnis von ‚Begriff‘ aus der Vorlesung aufgenommen, so dass es zu Wiederholungen im Gesamtkonzept der vorliegenden Schrift kommt. Grundsätzlich ist zu bemerken, dass die Texte wegen ihrer unkritischen Wiedergabe, d.h. einer Wiedergabe ohne Anmerkungen und Überschriften, welche oft sinnstiftende Unterteilungen anbieten, dem Leser schwer zugänglich erscheinen müssen. Wahrscheinlich wäre der Text in einer möglichen historisch-kritischen Werkausgabe in der Tat besser aufgehoben. Trotzdem lassen sich im Laufe der Lektüre auch inhaltliche Abschnitte ausmachen, welche schließlich bemerkenswerte Einblicke in Blumenbergs Auffassung von dem besonderen Verhältnis zwischen Vernunft, Begriff und Metapher zulassen.

Eine grobe Unterteilung des Vorlesungstextes ließe sich wie folgt vornehmen: erstens, eine kurze Einleitung in das Thema als das Verhältnis zwischen Vernunft, Begriff und Metapher; zweitens: die Entwicklung von Begriff und Theorie in der Menschheitsgeschichte mit einem Exkurs über Ökonomie und Luxus (wird im Text selbst als Exkurs angegeben); drittens: Grenzen des Begriffs in Anlehnung an Kants Begriffe der Vernunft als Ideen; viertens: die Leistungen von Symbolen bzw. Metaphern.

Das grundsätzliche Verhältnis zwischen Vernunft und Begriff legt B. zu Anfang seiner Untersuchungen dar und gibt inhaltlich mit dieser Darlegung auch zugleich den Ausgangspunkt seiner folgenden Auseinandersetzung mit dem anthropologisch genetischen Verständnis von ‚Begriff‘ an. Vernunft wird von B. als ‚Inbegriff der Leistungen auf Distanz‘ und der Begriff als ‚Ersetzung der Gegenwärtigkeit‘ verstanden. Der Begriff ist demnach als ‚Mittel‘ der Vernunft anzunehmen. Mit dem Hinweis, dass die Intention der Vernunft immer etwas mit Totalität zu tun hat, werden zudem bereits in den einleitenden Worten B.s die Grenze des Begriffs und die Leistung der Metapher, wenn auch nur andeutungsweise, vorweggenommen.

Um eine funktionale Betrachtung der Leistung des Begriffs in ihrem Zusammenhang mit der Vernunft als Inbegriff der Leistungen auf Distanz zu ermöglichen, setzt B. eine anthropologische Theorie des Begriffs an. Bereits im aufrechten Gang des Menschen zeigt sich demnach eine Distanzierung, d.h. dass sich der menschliche Blick von akuten Notwendigkeiten weg und hin zum Horizont wendet. Mit diesem Blickwechsel wird ein Verhältnis zu Prozessen aufgebaut, welche sich in einer gewissen Distanz zur unmittelbaren Gegenwart halten, und welche für das Minimum an Selbsterhaltung irrelevant sind. B. folgert, dass der aufrechte Gang bereits ‚luxurierend‘ ist.

Die konkrete Verbindung zur Leistung des Begriffs schafft B. durch deren Vergleich mit der Herstellung von Tierfallen. Er geht dabei auf die Lebensform des Menschen als Jäger und Sammler zurück, nach welcher dieser schon mit dem aufrechten Gang durch die *actio per distans* gekennzeichnet ist. Wie der Begriff, so bezieht sich auch die Herstellung von Fallen, so B., relativ präzise auf etwas nicht Gegenwärtiges. Wesentlich ist sowohl der Falle als auch dem Begriff, dass sie dem Menschen zur Prävention als Konzept dienen, wobei die Prävention immer ein Zu-Viel gegenüber der Unmittelbarkeit ist. Mit der Prävention einher gehen die Vergesellschaftung des Menschen in seiner Sesshaftigkeit und die Notwendigkeit der Objektivierung, um einen intersubjektiven Austausch in der Gesellschaft zu ermöglichen.

Schon in diesen ersten Ausführungen zum Begriff weist B. auf dessen Vorläufigkeit für das vernünftige Streben hin: Das Telos der Vernunft ist nicht im Horizont oder der Objektivität, sondern noch weiter hinaus im Himmel bzw. in der Totalität, dem Ganzen, zu sehen.

In dem Exkurs über Ökonomie und Luxus hebt B. zudem hervor, dass die erste Konsequenz aus dem Überschuss über den Willen zur reinen Selbsterhaltung eine gewisse

Konzeption und Planung, die mit der Prävention auch Sparsamkeit an Energie bedeuten kann, nicht mit Rationalität verwechselt werden darf. Deutlich wird dies z.B. an der Übertragung des Positivismus von Avenarius und Mach auf die Möglichkeit des wissenschaftlichen Fortschritts überhaupt. Zwar dispensiert die Wissenschaft den Einzelnen teilweise von der Notwendigkeit, Erfahrungen für sich zu machen, doch erscheint es B. zu Recht fraglich, ob das positivistische Postulat der Denkökonomie auch Prinzip des wissenschaftlichen Fortschritts sein kann. „Der schärfste Widerspruch gegen das positivistische Ökonomieprinzip“, welches auch immer die Objektivierbarkeit der menschlichen Bedürfnisse annimmt, geht nach B. allerdings von Kant aus. Dieser erläutert in seiner Kritik am Eudämonismus, dass Glück kein objektiver Begriff sein kann. Für Blumenberg wird damit die Objektivität selbst als Endziel fraglich. Er beendet seinen Exkurs schließlich mit dem Satz: „Auf der Subjektivität der Glücksvorstellungen beruht die Lebensfähigkeit des Menschen“ (25).

Prävention bedeutet nach B. nicht lediglich, wie ihm zufolge Gehlen herausstellt, Entlastung zur puren Selbsterhaltung; sondern mit der planenden Umsicht und der Entlastung in der Gesellschaft tritt mit dem Weniger-wahrnehmen-Müssen auch das Mehr-wahrnehmen-Können ein, und zwar im Besonderen in Bezug auf zu Genießendes. Der Paragraf für das Zusammenfallen von einerseits Befreiung von Furcht und andererseits zu Genießendes ist nach B. der Mythos, auf welchen er an dieser Stelle allerdings nicht ausführlicher eingeht. Deutlich wird anhand des Mythos, dass mit der Reizentlastung auch wieder Reiz gesucht wird. Die Prävention selbst oder die Entlastung durch Objektivierung ist offensichtlich nicht etwas Letztes.

Mit dem Anspruch, dass ein Begriff definierbar sein muss, leitet B. schließlich zur konkreten Untersuchung der Grenzen des Begriffs und damit ausführlicher zu Kant über. Definition bedeutet nach B. die äquivalente Ersetzung eines Ausdrucks durch einen anderen. Anhand der vorgestellten Beispiele wie ‚Allergie‘ und ‚Zigarette‘ wird deutlich, dass nach B. mit Definitionen offensichtlich genaue Umschreibungen gemeint sind. Während man aber das Wort ‚Allergie‘ durch ‚veränderte Reaktionsfähigkeit‘ ersetzen könne, stelle die Ersetzung des Wortes ‚Welt‘, so B., ein Problem dar. Das Scheitern des Versuchs, für bestimmte Ausdrücke Wortersetzungsregeln zu finden, bezeichnet er dabei positiv als konstitutiv für den jeweiligen Ausdruck.

Ein weiteres Beispiel für die Grenzen der Definierbarkeit und damit des Begriffs stellt in Anlehnung an Kant ‚Freiheit‘ dar. Sie ist nicht empirisch erfahrend, sondern lediglich von der praktischen Vernunft als Postulat anzunehmen, als die Bedingung der Möglichkeit der praktischen Vernunft, selbst zu sollen. Freiheit ist somit für B. kein Begriff, sondern findet ihre Bestätigung ausschließlich und in bemerkenswerter Weise in der Moral.

Auch dass der Begriff nicht die Voraussetzung für ein philosophisches System sein muss bzw. sogar nicht sein sollte, sieht B. durch Kant untermauert, und zwar durch dessen Unterscheidung zwischen mathematischer und philosophischer Vorgehensweise. Anders als in der Mathematik, in welcher zuerst alle Begriffs- und Methodenfragen zu klären sind, würde der Philosophie mit dieser anfänglichen Klärung, so B., die ‚Atemluft genommen‘. Dementsprechend ist auch die transzendente Methodenlehre, welche die Bestimmung der formalen Bedingung eines vollständigen Systems der reinen Vernunft ist, erst am Ende der Kritik der reinen Vernunft zu finden.

In welchem Verhältnis nun die Metapher zum Begriff steht, verdeutlicht B. durch die Analogisierung der Veranschaulichung von Verstandes- und so genannten Vernunftbegriffen, den Ideen. Bedeutsam ist hierbei, dass die Regeln, deren System die Vernunft ist, sich von den Regeln des Verstandessystems vor allem dadurch abheben, dass sie die Totalität implizieren. Deutlich wird dies nach B. z. B. daran, dass es von den einzelnen Ideen keinen Plural geben kann. Während die Verstandesbegriffe ihre ‚Realität‘ durch die Schemata in der reinen Anschauung, der Zeit gewinnen, kommt den Ideen offensichtlich keine objektive Realität zu. Ihre Realität kann, so B., lediglich im Prozess der Vernunft selbst begründet sein. Allerdings können die Ideen analog zu den Verstandesbegriffen auch eine gewisse Anschaulichkeit erlangen, und zwar in den Symbolen. B. verweist auf das Beispiel Kants, welcher die Handmühle als Symbol für den despotischen Staat anführt. Anhand dieses Beispiels stellt B. zwei bemerkenswerte Punkte des Symbols heraus: Zum einen versteht er unter Kants symbolischer Versinnlichung die traditionelle

Metapher, zum anderen besteht keine Ähnlichkeit zwischen den beiden Momenten dieser symbolischen Versinnlichung. Eine Ähnlichkeit besteht lediglich zwischen den Regeln, über beide in ihrer Kausalität zu reflektieren, also im Verhalten zu den Momenten.

Im Folgenden widmet sich B. – nicht ganz unkritisch – dem Metaphernbegriff. Eine Metapher ist lediglich bei schwacher Kontextdetermination möglich und daher z.B. im juristischen Zusammenhang völlig ungebräuchlich. Minimal determiniert ist hingegen der Kontext im Ausspruch „es regnet“. Die Unbestimmtheit des impersonalen ‚es‘ fordert geradezu Metaphorisierungen heraus und bildet damit eine vorzügliche Vorlage für den Mythos. Die Leistung der Metapher selbst demonstriert B. an einer Art Genesis aus dem Begriff. Während eine herausragende Funktion des Begriffs im Hinblick auf die Selektion die Verbindung mit der Negation ist, fällt die Übersteigerung der Negation, also sozusagen der Ausschluss alles Möglichen als Wirkliches, in die Metapher um. Dabei hält B. fest, dass es immer die Stärke der philosophischen Sprache gewesen ist, den Versuchen zur Ausweitung der metaphorischen Aushilfe im Gegensatz zur Gnosis widerstanden zu haben.

Als Notbehelf scheint nach B. die Metapher allerdings traurige Notwendigkeit, was zentrale philosophische Fragen angeht. Ausschlaggebend hierfür ist, dass sie den anthropologischen Mangel zu beheben vermag, der in dem Widerspruch zwischen Unendlichkeitsimplikationen der Vernunft und den Endlichkeitsbedingungen, vor allem der Zeitlichkeit, des Menschen, liegt. Die Metapher schöpft aus einem Überschuss, welcher über den Horizont, der Möglichkeit und Wirklichkeit trennt, hinausgeht. Die Metapher ist für B. eine besondere Art von Vorgriff unserer Imagination auf noch nicht Verstandenes und damit „Quelle, aus der auch die Leistung des Begriffs hervorgeht, die ja nur partiell im Verhältnis zur Intention der Vernunft auf Totalität ist“ (107).

B. eröffnet mit seinen Ausführungen zu einer Theorie der Unbegrifflichkeit eindrucksvoll den Bereich des Imaginativen, welcher wesentlich einer anthropologischen Auseinandersetzung zuzurechnen ist. Zweifellos zeigt sich auch schon in der rhetorikkritischen Philosophie Platons, dass Metaphern für ein Erörtern grundlegender Fragen nicht nur hilfreich, sondern geradezu unumgänglich sind, und dass vielleicht besonders die Fragen, welche auf ein Letztes oder auf Totalitäten zielen, in möglichen Antworten auf metaphorisches Sprechen angewiesen sind. Das Verdienst B.s in dieser Vorlesung ist die Sensibilisierung für den v.a. immateriellen Genuss, welcher offensichtlich auch den Menschen in seinem Menschsein auszeichnet, über die reine Selbsterhaltung erhebt und sich in dem Bedürfnis des Gebrauchs von Metaphern schließlich ausdrückt. Dabei ist bemerkenswert, in welcher Weise B. die kritische Philosophie Kants für seine eigene Theorie, welche sich von derjenigen Kants in ihrer Konsequenz so stark unterscheidet, nutzbar zu machen weiß.

A. SOLBACH

NIDA-RÜMELIN, JULIAN, *Demokratie und Wahrheit*. München: Beck 2006. 160 S., ISBN 978-3-406-54985-4.

Immer wenn sich politische Parteien im Wahlkampf befinden, herrscht der rhetorische Ausnahmezustand. Mit zugespitzten Thesen und einem enormen massenmedialen Aufwand versuchen die Politiker, die Wähler dazu zu bringen, ihr Kreuz bei der Abstimmung an der richtigen Stelle zu machen. Mitunter gelingt diese Mobilisierung sogar; sie kann aber auch zu einer gegenteiligen Reaktion führen: Das Wahlvolk verweigert die Stimmabgabe. Es zweifelt an der intellektuellen Redlichkeit der sich im Wahlkampf befindlichen Politiker. Die Menschen sind sich unsicher, ob es den Politikern um den Austausch von Argumenten und Gründen geht – die im Wahlkampf dann immer noch hinter den rhetorischen Versatzstücken versteckt sind –, oder ob die Politiker ausschließlich dem Luhmannschen Code des politischen Systems folgen und die Wahl ihnen somit die Antwort auf die Frage gibt: Macht haben oder keine Macht haben?

Als Professor für politische Theorie und Philosophie an der Ludwig Maximilians Universität München beschäftigt sich Julian Nida-Rümelin (= JNR) theoretisch mit der Frage, wie die demokratische Kultur gegen eine postmoderne Beliebigkeit und gegen ein inhaltsleeres strategisches Handeln verteidigt werden kann. Zugleich weiß er aus seiner politisch aktiven Zeit als Kulturreferent der Landeshauptstadt München und als Kultur-